



DFG Forschungsgruppe „Katholischsein in der Bundesrepublik Deutschland. Semantiken, Praktiken und Emotionen in der westdeutschen Gesellschaft 1965–1989/90“

Wie wandelten sich Glaubensüberzeugungen und moralische Standards im Zuge der Subjektivierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Welche religiösen und sozialen Sinnstiftungen führten zu Gruppenbildungen und Rollenbildern, die religiöses Handeln neu als gesellschaftliches Handeln verstanden? Und welchen Beitrag leisteten katholische Akteure im Verbund mit anderen politischen und sozialen Gruppen für die zukunfts- und gemeinwohlorientierte Bewältigung zivilgesellschaftlicher Problemlagen?

Zur Erforschung dieser Fragestellung hat die DFG die Einrichtung einer neuen Forschungsgruppe beschlossen, an der sich auch Würzburger Wissenschaftler beteiligen. Die Fördersumme beläuft sich auf rund 3 Mio. Euro.

Semantiken, Praktiken, Emotionen – innovative Analysedimensionen gesellschaftlich-religiöser Dynamiken

Das bisherige Narrativ ist einfach gestrickt: Demnach war der Vorkonzilskatholizismus ein unbeweglicher, aber mächtiger monolithischer Block, eine Subgesellschaft, die in den 1960er Jahren zu bröckeln begann, durch die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) vollends aufgeweicht wurde und schließlich in der Erosion der 68er-Bewegung unterging. Lange glaubte man dieser überkommenen Säkularisierungsthese allzu leichtfertig. Nun soll der „Katholizismus nach dem Milieu“ genauer erforscht werden. Dafür ins Leben gerufen wurde eine Forschungsgruppe „Katholischsein in der Bundesrepublik Deutschland. Semantiken, Praktiken und Emotionen in der westdeutschen Gesellschaft 1965–1989/90“, an der auch die Universität Würzburg beteiligt ist.

Die Grundthese des Forschungsverbundes: Das vormalige katholische Milieu erodierte nicht einfach, sondern erfuhr eine Diversifizierung in verschiedene Formen von „Katholischsein“, die in komplexen, wechselseitigen Beziehungen zu Gesellschaft und Kultur der Bundesrepublik in der Postmoderne standen und diese entscheidend mitprägten. Den Forscherinnen und Forschern geht es dabei nicht um die Binnengeschichte eines sich auflösenden sozialen Milieus. Sie wollen vielmehr untersuchen, welche religionskulturellen Dynamiken sich in der Breite der Gesellschaft entwickelten.

Dieser Veränderungsprozess mit seinen Wechselwirkungen zwischen Religions- und Gesellschaftsgeschichte soll anhand der innovativen Analysedimensionen „Semantiken“, „Praktiken“ und „Emotionen“ erarbeitet werden. Es geht darum, den klassischen Begriff und (Forschungs-)Gegenstand des „Katholizismus“ und des „katholischen Milieus“ kritisch fortzuschreiben, um damit einen qualitativ neuen Beitrag zu einer Religionsgeschichte der Bundesrepublik zu leisten.

Das Würzburger Teilprojekt ist innerhalb des Forschungsverbunds im Bereich A „Theologietreiben als soziale Praxis“ angesiedelt. Unter dem Titel „Pastorale Praxis zwischen vorkonziliarer Modernität und nachkonziliarem Konservativismus“ soll der Übergang aus dem Milieu in diversifiziertes „Katholischsein“ näher untersucht und zugleich das dem Gesamtprojekt zugrundegelegte Phasenmodell kritisch hinterfragt werden. Ausgangspunkt ist dabei die Beobachtung, dass es ausgerechnet bei solchen Geistlichen, die bereits vor dem 2. Vatikanischen Konzil den Mut hatten, in ihren Gemeinden weitergehende pastorale Reformen zu initiieren, im Zuge des Konzils zu einem theologischen Bruch kam. Dieser äußerte sich nicht nur in der Ablehnung zumindest eines Teils der Konzilsbeschlüsse, sondern auch in einer Abkehr von bisherigen Modernisierungsbestrebungen der eigenen pastoralen Praxis. Die „doppelte Ungleichzeitigkeit“ dieser Seelsorger – einerseits theologische Vordenker im kirchlichen Konservativismus der 1940er und 1950er Jahre gewesen zu sein, andererseits in einer Zeit hoher Innovationskraft und „experimenteller Lust“ eine konservative Wende zu vollziehen – gilt es zu analysieren und zu erklären.

Methodisch wird das Teilprojekt als exemplarische Fallstudie mit individualbiografischem Profil durchgeführt. Als Proband ausgewählt wurde zu diesem Zweck der Stuttgarter Stadtpfarrer Hermann Breucha (1902–1972), ein Seelsorger, der bereits in vorkonziliarer Zeit seine pastorale Arbeit gezielt entgrenzte, in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre jedoch zunehmend „konservativ“ dachte und agierte. Die dabei auftretenden Konfliktfelder, die ein nicht identisches Verständnis von Katholischsein implizierten, werden unter der Perspektive seiner pastoralen Praxis, einer veränderten Semantik und einer neuen emotionalen Dynamik untersucht.

<https://www.katholischsein-for2973.de/kfzg/katholischsein-in-der-deutschen-gesellschaft-1965-1989>